
DISKUSSION UND KRITIK DER NEOKLASSIK

Rezension von: Beiträge zur
Diskussion und Kritik der
neoklassischen Ökonomie
Festschrift für Kurt Rothschild und
Josef Steindl

Herausgegeben von K. Laski, E.
Matzner und E. Nowotny, Springer-
Verlag, Berlin-Heidelberg-New York
1979

Die ökonomische „Wirklichkeit“ ist etwas nicht so einfach zu Begreifen, des wie viele meinen, stellt Matzner einleitend fest. Besonders dann nicht, wenn es um die Interpretation jener „Wirklichkeit“ gehe, in der Probleme entstehen und gelöst werden sollen. Daß das in der Ökonomie vorherrschende Interpretationsmuster der Neoklassik nur eines von vielen ist, noch dazu eines, das wesentliche Aspekte der sozialen Wirklichkeit nicht zu erfassen imstande ist (und manche falsch erfaßt), ist der rote Faden der Beiträge des vorliegenden Sammelbandes. Die Kritik an der Neoklassik ist dabei eher als eine Kritik an einer Ökonomie zu verstehen, die „naturwissenschaftlich“ argumentiert und denkt, in der ein „Modellplatonismus“ vorherrscht, der auf unrealistischen Voraussetzungen oder Annahmen beruht, an einer Ökonomie, die nach Albert in einem „sozialen Vakuum“ konstruiert wird. Entsprechend der Denkweise von Rothschild und Steindl ist die Auseinandersetzung mit der Neoklassik nicht so sehr als Kritik daran aufzufassen, daß diese eines von mehreren möglichen Referenzmodellen darstellt, sondern eher als Ablehnung der daraus resultierenden Auswüchse, Auslassungen und

der Ideologien, die sich dahinter verbergen.

Eine der wesentlichsten Auslassungen stellt der Machtaspekt dar, für das die herkömmliche Theorie keine Anhaltspunkte liefert. „Macht-Losigkeit“ der Wirtschaftswissenschaften hat für Nowotny eine doppelte Bedeutung: einerseits als Nicht-Berücksichtigung von Machteinflüssen, aber auch als Hinweis auf den geringen Einfluß der „akademischen Volkswirtschaftslehre“ auf das tatsächliche wirtschaftliche und insbesondere wirtschaftspolitische Geschehen. Den ersten Aspekt, vor allem im Sinne der Forderung von Nowotny, die Frage der Macht methodologisch (neben der Aufgabe der quantitativen Ausweitung) weiterzuentwickeln, greift Ostleitner auf: Die Grenzen neoklassischer Theorien – sowohl hinsichtlich der Behandlung von Macht (was die Kritik der Institutionisten und Marxisten der älteren Neoklassik vorhält) als auch unfreiwilliger Arbeitslosigkeit (als Kritikpunkt der Keynesianer gegen die Unzulänglichkeit neoklassischer Theorien) – seien auf gemeinsame methodische Grundlagen zurückzuführen. Die allgemeine inhaltliche Unzulänglichkeit des neoklassischen Paradigmas besteht darin, daß im Rahmen solcher Modellwelten keine Variante unfreiwilligen Verhaltens zugelassen zu sein scheint, in der nicht auf der Seite des „Machtbesitzers“ ein die allgemeinen und für das System konstitutiven Kommunikationsregeln verletzender Entscheidungsträger steht – als methodische Folge sind die strukturellen Bedingungen der Macht als Möglichkeit und die situationsbezogenen Bedingungen der Ausübung von Macht daher ident. Macht bzw. unfreiwilliges Verhalten verlangt demnach nach einer Theorie des ökonomischen Systems, die beide Phänomene an allgemeine, das System konstituierende Transaktions- und Kommunikationsregeln gebunden sieht. Die Frage nach den allgemeinen Voraussetzungen für Macht ist damit eine, die der Gleichge-

wichtsproblematik vorgelagert ist. Macht wird zu einer Frage der charakteristischen Organisation und Verknüpfung von Märkten, aus der sich eine Handlungssequenz ergibt. Diese stellt dann eine Machtbeziehung dar, wenn daraus Beschränkungschancen von Selektionsspielräumen resultieren, diese ungleich verteilt und hierarchisch und zeitlich verkettet sind. Am Beginn dieser Marktkette konzentriert sich die Produktionsmöglichkeit endogener Unsicherheit.

Solche machtbegründenden asymmetrischen Transaktionsstrukturen zeigt Ostleitner sowohl bei Walras als auch bei Keynes auf. Steht bei Walras am Beginn der Handlungssequenz der Kapitalmarkt (gefolgt vom Geldmarkt, Konsumgütermarkt, Arbeitsmarkt), weil hier die Mengen am stärksten schwanken, hängt somit der Verlauf der Entwicklung von den Plänen der Unternehmer des Kapital- und Konsumgütersektors ab, so unterscheidet sich davon die Marktkette der „Allgemeinen Theorie“ durch die besondere Rolle des Spekulationsmotivs auf dem Geldmarkt, der dadurch an den Beginn der Marktsequenz tritt. Für die Erzeugung von Unsicherheit sind dann jeweils die Erwartungen und Entscheidungen von Unternehmern bzw. Rentiers relevant, der sich die Entscheidungseinheiten auf dem am Ende befindlichen Markt beugen müssen.

Eine Basis für die Endogenisierung von Macht liegt somit in Modellen von Handlungssequenzen in Marktketten. Wirtschaftspolitische Reformen helfen dann, Macht abzubauen, wenn sie Eingriffschancen in vorgelagerten Märkten eröffnen, beispielsweise im Fall der Mitbestimmungsmöglichkeit der Arbeiter bei Investitions- und Produktionsentscheidungen. Womit eine Tendenz zu einer Gleichverteilung von Eingriffschancen gewährleistet wäre, womit man aber gleichzeitig bei der (in diesem Rahmen nicht beantwortbaren) alten Frage angelangt wäre, inwieweit damit ein inhaltlicher

Unterschied der Entscheidung verbunden ist – für diese Interpretation der Macht in einem ökonomischen System sind die Entscheidungsverhältnisse, nicht die Entscheidungsinhalte relevant. Interessant wäre auch zu wissen, was heutzutage wohl die richtige Interpretation von Handlungssequenzen wäre – wer ist unter den jetzigen Umständen der dominierende Erzeuger von Unsicherheit?

Gegebene Unsicherheit aufgrund fehlender Zukunftsmärkte als eigentliche Ursache von auftretenden Ungleichgewichten auf dem Arbeitsmarkt, selbst wenn die Wirtschaftssubjekte unbegrenzt und unbeeinflusst planen können – so lautet die Regieanweisung Vogts zum Verständnis keynesianischer Theorie. In einer mehraktigen Neuinszenierung der (französisch beeinflussten) Debatte um die Synthese des Mikrohimmels und der Makroerde wird aus deren Tiefen Keynes herausgeholt, um als präventiver Deus ex machina eine authentische Interpretation zu liefern. Noch vor Keynes' Schlußkritik war im ersten Akt ein aus dem Gleichgewicht gebrachter Walras dargestellt worden. Im zweiten Akt wird Malinvauds Makroerde mit den himmlischen Elementen der mikrohandelnden Akteure (mit ihren konsequenten Nutzen- und Gewinnmaximierungen) inszeniert. Bei reallohnabhängigem Arbeitsangebot und -nachfrage können sich bei falschen Preisen mehrfache Ungleichgewichte ergeben. Vogt läßt die Zuschauer darüber grübeln, wie neu die französische Inszenierung wirklich ist (habe nicht Solow und Stiglitz, auch schon Hicks ähnliches produziert?) – letztlich liefe alles darauf hinaus, daß es bei Ungleichgewichtspreisen Ungleichgewicht gibt.

Der zurückgekehrte Deus ex machina Keynes' als Vogt-Sprachrohr gibt seine Version des Unterbeschäftigungsgleichgewichts. Selbst in einer für Individuen unbegrenzten Entscheidungswelt bei voll flexiblen Güterpreisen und ausgeglichenen Güter-

märkten ist Arbeitslosigkeit möglich, sobald auch Zukunftsmärkte und -güter miteinbezogen werden. Solange es keine Zukunftsmärkte gibt, können zukünftige Nachfrage und zukünftiges Angebot voneinander abweichen (selbst wenn ein himmlischer Auktionator existiert). Die Existenz von Arbeitslosigkeit ergibt sich als Resultat inkonsistenter Zukunftspläne, was wiederum auf das Fehlen ausreichender institutioneller Vorkehrungen zurückzuführen ist. Die langfristigen Aspekte des möglichen Nichtfunktionierens des Ersatzes für fehlende Zukunftsmärkte wären vom nächsten Stück zu bearbeiten: Die Dynamik von Ungleichgewichten und die daraus resultierende Akkumulation – ein Thema, das allerdings auch in einer neoklassischen Synthese untergegangen zu sein scheint. . . In the long run ist Vogt durch die Neoklassik zwar nicht "dead", aber "fed up" geworden. Es wäre zu begrüßen, sollte als dessen Folge eine weitere Neuinszenierung vorliegenden Stils zu erwarten sein.

Auch die zweite von Nowotny erwähnte Form wirtschaftswissenschaftlicher Machtlosigkeit ist Gegenstand der Auseinandersetzung mit der Neoklassik; Gahlen demonstriert das (Macht)-Problem der Grenzen und Möglichkeiten wirtschaftspolitischer Beratung am Beispiel von Inflation und Arbeitslosigkeit. Die Kommission für Wirtschaftlichen und Sozialen Wandel hat nicht zuletzt auf Einflüsse der wirtschaftlichen Beratung hinsichtlich dieser Problemstellung als Endergebnis eine langfristig steigende Phillips-Kurve auf der Angebotsseite gesehen, die mit der Verteilungskampfhypothese gedeutet wurde. Die Gretchenfrage, wie weit der Stand der Wissenschaft den erteilten Rat bezüglich Diagnose und Therapie deckt, findet jedoch zwiespältige Antwort: Zwar gibt es prominente Zeugen einer Kostendruckerklärung (und damit der politischen Ökonomie der Inflation), doch messen die gängigen Surveys (als anerkannte Paradigmen des Stan-

des der Wissenschaft) diesen Erklärungsansatz wenig Bedeutung bei. Allerdings versucht Gahlen, diesen Zwiespalt in der Anerkennung durch eine harte Kritik an Friedman und dessen neoklassische Position zu relativieren. Wenn auch in der empirischen Evidenz (langfristig steigende Phillips-Kurve) die Meinungen identisch seien, so sind die Analysen unterschiedlich: Bei Friedman ergeben sich die Probleme aus einer hohen vom Staat verursachten Inflationsrate, was eigentlich der Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Analyse sein sollte.

Der Ökonom ist immer wirtschaftspolitischer Berater, stellt Gahlen abschließend fest. Friedman als ausgezeichnete Repräsentant der neoklassischen Richtung leugnet dies – nach ihm gibt es keine ideologische Komponente. Trotz einiger Breitseiten gegen die sich ideologielos gebende Neoklassik bleibt unklar, worin nun die von Gahlen angedeutete Ideologiebehaftetheit einer Beratertätigkeit steckt. Gerade angesichts der in der Kommissionstätigkeit erläuterten theoretischen Gedanken – bezüglich Aufhebung der Geldillusion durch rationale Erwartungen, Existenz einer natürlichen Arbeitslosigkeit, Anerkennung des Arbeitsmarktes als Markt, der letztlich auch durch Nachfrage und Angebot bestimmt ist (bei allen Besonderheiten) – wird Ideologieträchtigkeit nicht deutlich – es sei denn im Gegensatz zur Friedman'schen Neoklassik. Allerdings ist bei allem Vorbehalt gegen Friedmans ideologischer Position doch einiges von dem, was in den breiten Rahmen einer Neoklassik fällt, als allgemeingültig angesehen und auch in die Beraterargumente eingeflossen. Ein in diesem Zusammenhang wesentlich scheinendes Argument taucht in den Fußnoten auf: Es wird nie eine geschlossene Theorie geben, die die Neoklassik ersetzt, als solche ist sie optimal. Suchen sollte man vielmehr Theorien mit Informationsgehalt. Wer

solche Bemühungen an der Neoklassik mißt, der scheitert.

Informationen, gewonnen aus stochastischen Modellen, die die neoklassischen Bemühungen um eine Theorie der Einkommensverteilung in Frage stellen, präsentiert Streissler. Er sieht die Hauptschwierigkeit von Verteilungstheorien, die auf neoklassischen Annahmen basieren, in der Tatsache, daß solch ein abstraktes Maß wie die Grenzproduktivität eines Faktors allen als bekannt vorausgesetzt werden muß. Mit stochastischen Modellen läßt sich zeigen, daß auch die langsame Annäherung der ökonomischen Agenten an die Grenzproduktivitäten kein der Grenzproduktivitätsannahmen entsprechendes Resultat bringt (wie üblicherweise behauptet wird): Dies würde nämlich bedeuten, daß die Varianz um einen Mittelwert ohne Konsequenzen wäre und daß für das Niveau des Gleichgewichts der Weg dorthin irrelevant wäre. Geht man davon aus, daß die Lohnbestimmung bei Kollektivvertragsverhandlungen beeinflusst wird durch die Häufigkeit der Anzahl der Verhandlungen und des Ausmaßes des Gehaltssprungs, ergibt sich unter der Annahme, daß im Durchschnitt die Lohnerhöhung dem Grenzproduktivitätsanstieg entspricht, eine lognormale Einkommensverteilung. Je größer die Einzelversuche, den wahren Grenzproduktivitätsanstieg zu erraten, sind, desto größer ist die Diffusion der Verteilung (die durch Inflation oder Wachstum noch vergrößert wird). Damit wäre die Grenzproduktivitätstheorie als „Durchschnittstheorie“ solange unangetastet, solange keine Rückkopplungseffekte stattfinden. Da sich Lohnverhandlungen oft nach dem höchsten erreichten Lohn einer Gruppe ausrichten, können sich Verstärkungseffekte nach oben ergeben (das selbe gilt für höhere Wachstumsraten, genauso wie sich Rückflüsse auf die Produktivitätsraten selbst ergeben können). Höheres Wachstum kann u. U. sogar selbstzerstörerisch wirken.

Selbst wenn also die Verhaltensweisen „rational“ im Sinne des Annäherns an den Wert des Grenzprodukts sind, können sich zahllose wirtschaftliche Folgen von einer leichten Abweichung ergeben.

Wird dieses zeitabhängige Modell, in dem sich nie ein (stationäres) Gleichgewicht ergibt, durch ein Modell mit einem solchen Gleichgewicht ersetzt, kann damit auch die Abhängigkeit der Wachstumsrate von der Einkommensverteilung gezeigt werden: sowie, daß ein stabiler Durchschnittslohn oder Gewinnanteil sich aus einem Verhandlungsmechanismus ergeben kann und nicht notwendigerweise aus den Parametern der zugrundegelegten Produktionsfunktion resultiert. Die Produktion kann sich natürlich nach und nach den Realitäten der Verteilung anpassen, die umgekehrte Behauptung, die von der Neoklassik nahegelegt wird, müßte dann als umgekehrte Ursache-Wirkung-Analyse angesehen werden. Auch auf der Gewinnseite ergeben sich aus Einbeziehung stochastischer Prozesse Erkenntnisse, die Gefahren der üblichen neoklassischen Analyse deutlich machen. Wenn Verkäufe als ein stochastischer Prozeß des Wartens auf Kunden gedeutet werden, kann eine Abhängigkeit der relativen Investitionen von der Schnelligkeit der Umsätze abgeleitet werden. Da durchschnittliche Investitionen nicht nur von den Durchschnittsgewinnen, sondern auch von der Verteilung von Gewinnen abhängen, können sie somit nicht als einfache Funktion des durchschnittlichen Gewinnniveaus angesehen werden – die „repräsentative“ Unternehmung der mikroökonomischen Analyse verliert bezüglich der Investitionsfunktion somit ihre Aussagekraft.

Die Versöhnung der neoklassischen Mikrotheorie mit der keynesianischen Makrotheorie in der „neoklassischen Synthese“, ihrer Widerspiegelung in der Wirtschaftspolitik durch die Gleichzeitigkeit von mikroökono-

misch ausgerichteter Wettbewerbs- und makroökonomisch ausgerichteter Globalsteuerung wirft für Meissner die Frage auf, wie weit die Wirksamkeit des damit verbundenen Instrumentariums durch Änderungen in den Verhaltensweisen, in den institutionellen Gegebenheiten noch gegeben ist. Vor allem führen Verschiebungen in der Machtstruktur dazu, daß die Entscheidungseinheiten auf Maßnahmen der Globalsteuerung eher mit Mengen- als mit Preisreaktionen antworten: Aus der Inflation wird Stagflation. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer selektiven Stabilitätspolitik, deren Ansatzpunkte Meissner in der aktiven Arbeitsmarkt- und Strukturpolitik sieht. Letztlich bringt die Notwendigkeit verstärkter selektiver Eingriffe, die über den Reparatur- und Ergänzungscharakter hinausgehen, eine Differenzierung des Gegensatzes von Markt und Plan und verlangt nach gesellschaftspolitischen Reformen, welche die demokratischen Elemente im wirtschaftlichen Entscheidungsprozeß stärken. Es möge offen bleiben, ob die jetzt sichtbaren wirtschaftlichen Schwierigkeiten auch in Ländern, deren Konzeption noch am ehesten Meissners Vorstellung einer derartigen reformistischen offenen Gesellschaft entsprechen, ihr partielles Versagen oder ihren noch ungenügenden Realisierungsgrad anzeigen.

Einzelaspekte der marxistischen Theorie als der neben der keynesianischen zweiten großen Herausforderung der neoklassischen Ökonomie werden von Laski, März und Sweezy bearbeitet. Während Sweezy die These einer neuen herrschenden Klasse in der UdSSR ausführt und März die Diskussionspunkte um die Leninsche Imperialismustheorie herausstellt, untersucht Laski mittels eines Zahlenbeispiels, das eine Wirtschaft mit den Sektoren Eisen, Gold und Weizen abbildet, die Anwendbarkeit der Arbeitswertlehre, ihre Aussagekraft für das System der Produktionspreise und der Verteilung des Volkseinkom-

mens. Prinzipiell ist die Transformation von Arbeitswerten und Produktionspreisen durchführbar, solange die technischen Koeffizienten und der Reallohnsatz gegeben ist. Im System der Arbeitswerte läßt sich zeigen, daß zwar eine Transformation in dem Sinn möglich ist, daß dem Arbeitswertsystem mit gegebenen Reallohn ein eindeutiges Produktionspreissystem zugeordnet werden kann, jedoch nicht gleichzeitig die beiden wesentlichen Marxschen Postulate der Äquivalenz der Profitsumme mit der Mehrwertsumme und der der Summe der Produktionspreise mit der Summe der Arbeitswerte stichhaltig sein können. Mit dem Nachweis dieser Unmöglichkeit ist jedoch nicht nur irgendein Einzelaspekt der Marxschen Analyse in Frage gestellt, sondern die ganze Ausbeutungstheorie. Dieses Ergebnis verschärft Laski noch, indem er zeigt, daß in dem Fall, daß jeweils nur der Geldlohnsatz bekannt ist (und damit kein feststehender Lohngüterkorb), eine Aussage des Systems der Produktionspreise nicht mehr zu treffen ist – lediglich die Grenzen, in denen die Lohnquote, die Mehrwertrate und die Profitrate variieren, kann angegeben werden. Laski setzt mit seiner Arbeit die produktionstheoretische Analyse der Cambridge-Schule fort – die ursprünglich als Kritik der Neoklassik intendiert (und auch ausgeführt) war, sich gleichzeitig aber auch als kritisches Instrumentarium zur Analyse der Marxschen Ökonomie eignet.

Es wäre zu viel verlangt, würde man von den Artikeln, die sich mit der Neoklassik auseinandersetzen (was nicht immer der Fall ist, auch nicht in dem Sinn, daß interessante alternative Ansätze dargelegt werden), eine vollständige Kritik erwarten. Einige Beiträge sind nichtsdestoweniger überaus erfolgreich, den roten Faden der Kritik an der Neoklassik durch den Versuch des Auffüllens von Lücken und Aufzeigens alternativer Ansätze zu überspringen, ohne gleichzeitig auf

die Fruchtbarkeit neoklassischer Gedankengänge verzichten zu müssen. Ebenso wird deutlich gemacht, daß ein gegenüber der Neoklassik verwendetes Instrumentarium zweiseitig sein und auch auf alternative Ansätze angewandt werden kann. Manchmal gerät die Neoklassik zum unbewußt heißgeliebten Feind – der rote Faden

verleitet zu einer zu genau eingehaltenen Distanz, die Kritik gerät zur Parallelaktion.

Es bleibt auszuloten, wie weit der neoklassische Faden Leitlinie für weitere Entwicklungen sein kann oder ob er zuvor begraben werden muß.

Michael Steiner